



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zur
Schwanheimer Zeitung.

Verlag von Peter Hartmann in Schwanheim a. M.

1916. * Nr. 20

Die Liebe einer Frau.

Ein Künstlerroman von Paul Bliß. (Fortsetzung.)

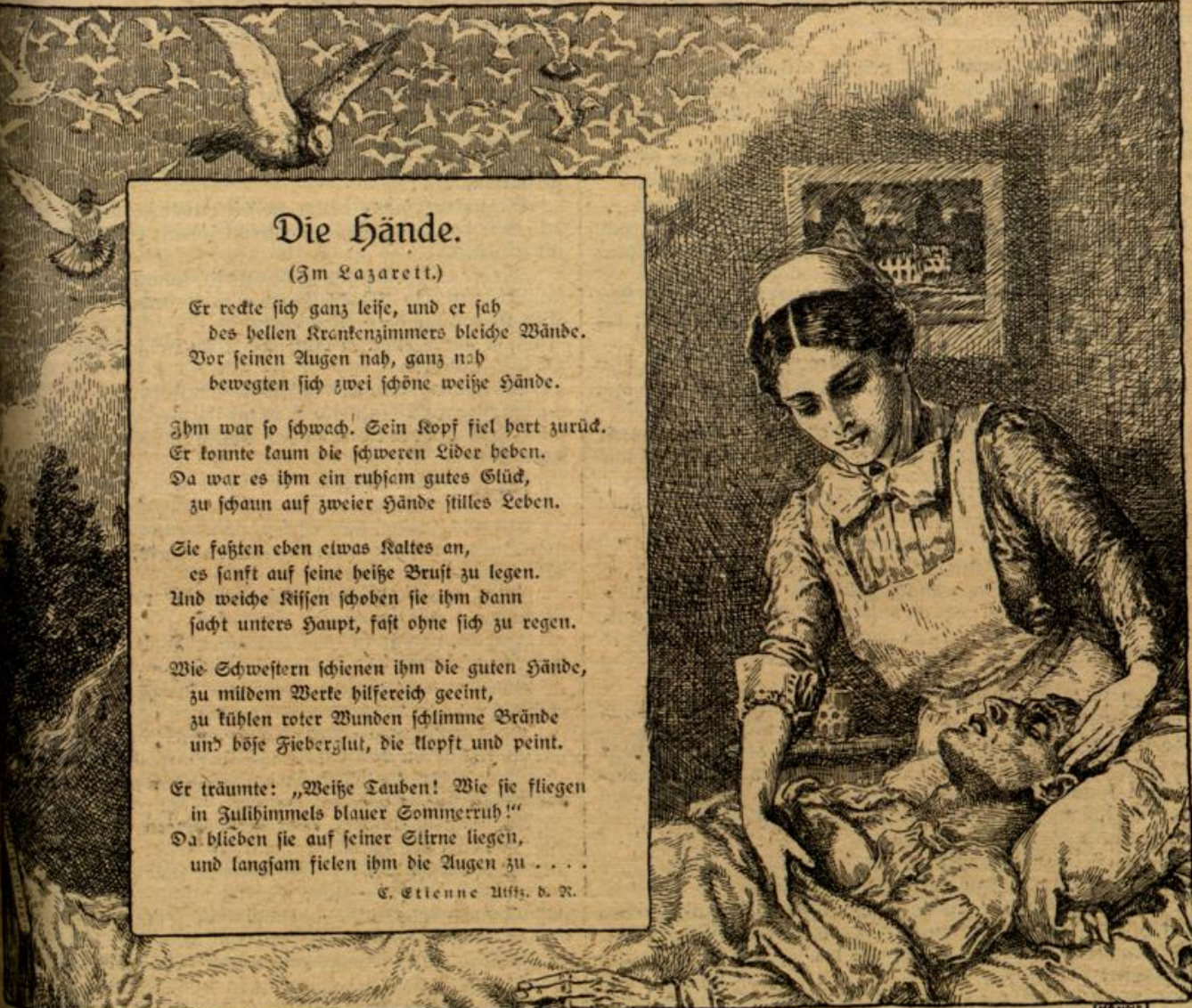
7.

(Nachdruck verboten.)

Am Abend des nächsten Tages kam Werner Schütz an. Er sah prächtig aus, war ganz sonnengebräunt und strahlte von junger Lebenskraft und Freude.

ganz voll von Ideen wäre er. Doch als sie beide aus der Stadt heraus waren und die grüne, blühende Campagna vor sich hatten, da rief der Rom-Schwärmer in ehrlichem Entzücken: „Sapperment, ist das hier aber ein herrliches Stückchen Welt! So schön hätte ich es mir doch nicht vorgestellt!“

Bruno nickte freudig. „Es kommt noch viel schöner, du sollst aus dem Staunen gar nicht herauskommen.“



Die Hände.

(Im Lazarett.)

Er reckte sich ganz leise, und er sah
des hellen Krankenzimmers bleiche Wände.
Vor seinen Augen nah, ganz nah
bewegten sich zwei schöne weiße Hände.

Ihm war so schwach! Sein Kopf fiel hart zurück.
Er konnte kaum die schweren Lider heben.
Da war es ihm ein ruhiges gutes Glück,
zu schau'n auf zweier Hände stilles Leben.

Sie faßten eben etwas Kaltes an,
es sanft auf seine heiße Brust zu legen.
Und weiche Kissen schoben sie ihm dann
sacht unters Haupt, fast ohne sich zu regen.

Wie Schwestern schienen ihm die guten Hände,
zu mildem Worte hilfsreich geeint,
zu kühlen roter Wunden schlimme Brände
und böse Fieberglut, die klopft und peint.

Er träumte: „Weiße Tauben! Wie sie fliegen
in Zuhimmels blauer Sommerruh!“
Da blieben sie auf seiner Stütze liegen,
und langsam fielen ihm die Augen zu . . .

E. Etienne Aiffé, d. R.

Als sie daheim waren in der casa bianca, sah der Freund das neue Bild. Wie gebannt stand er davor, stumm und andachtsvoll. „Nun, was meinst du dazu?“ fragte Bruno endlich mit verhaltener Freude.

Da schraf der andere aus seinem Sinnen auf und erwiderte begeistert: „Es ist das Grandioseste, was du bisher gemacht hast! Es ist in jeder Beziehung herrlich schön, und ich bin überzeugt, es wird gewaltiges Aufsehen erregen. Aber sag nur, wer ist die Dame?“ Ganz ruhig antwortete Bruno: „Die Tochter unserer Wirtin.“

„Was? Hier im Hause?“

„Ganz recht, hier im Hause.“

Schweigend und lange sah Werner auf das Bild.

Endlich fragte Bruno, scheinbar ganz ruhig: „Gefällt sie dir?“

Begeistert rief der Freund: „Ich habe ja im letzten halben Jahre viele schöne Mädchen gesehen, aber nie habe ich eine gefunden, die alles, was ein Weib begehrenswert macht, so in sich vereinigt, wie es hier der Fall zu sein scheint!“

Stumm lächelnd stand der Ältere da.

Und der andere sprach eifrig weiter: „Das scheinst du noch gar nicht gemerkt zu haben, du eingeseifelter Junggeselle!“

„O doch“, erwiderte er heiter.

Immer auf das Bild schauend, sprach Werner: „Noch nie habe ich ein Mädchen gesehen, das auf den ersten Blick so fesselt, — diese edlen Züge und die geradezu königliche Haltung, dabei im Blick trotz der suchenden Sehnsucht diese ganz einzige Milde und Güte, die nur den großherzig edlen Menschen eigen ist — direkt entzündet bin ich!“

Da nickte Bruno schmunzelnd und sagte: „Wie ich dich kenne, habe ich alles das auch nur ganz so erwartet, mein Jungchen. Aber nun komm, setzen wir uns hier mal ein paar Minuten auf den Balkon und reden wir nun von uns.“

Sie taten es, und dann berichtete Werner eingehend von seinem Aufenthalt in Rom und von seinen vollendeten Kopien, die zur vollsten Zufriedenheit des Bestellers ausgefallen waren.

„So, das von mir. Und nun sag, wie es dir geht.“

„Gut geht es mir, das siehst du ja!“

„Also alles ausgeheilt?“

„Aber natürlich! Der leichte Spizenkatarth war schon nach sechswoöchigem Aufenthalt geheilt.“

„Und du fühlst dich ganz wohl?“

„So wohl wie nie zuvor! Jetzt geht es mit neuen Kräften an die Arbeit. Nächsten Monat gedenke ich zurückzureisen. Bis dahin will ich hier noch fleißig Studien malen. Und dir dürfte das auch nichts schaden, mein Junge!“

„Herrlich!“ rief Werner. „Sofort bin ich dabei! Vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein werden wir arbeiten!“

„Es gibt wundervolle Motive hier. Du wirst erkannt sein. — So, nun komm hinunter, damit ich dir den Garten zeigen kann.“

Sie gingen hinunter. Unter den Zypressen fanden sie Francesca. — Bruno stellte den Freund vor.

Nach der ersten Begrüßung sagte Werner, ohne seine Bewunderung zu verbergen: „Ich kenne Sie schon, Fräulein; ich habe oben das Bild gesehen!“

Und sie erwiderte mit liebenswürdigem Lächeln: „Auch Sie sind mir nicht mehr ganz unbekannt, Ihr Freund hat mir viel von Ihnen erzählt.“

Werner nickte ihr freundlich zu, aber er sagte nichts, unausgesprochen blidete er sie an, und er dachte nur immer: wie schön, wie herrlich schön ist sie doch!

Dann zog ihn Bruno weiter: „Komm mit hinunter zum Giacomo, da gibst du den besten Terribico.“

„Also immer noch der Weinsucher!“

Lachend gingen sie weiter.

Und Francesca sah ihnen lange und sinnend nach.

Unterwegs begann Werner von neuem zu schwärmen: „Bruno, ich verstehe dich nicht mehr! Bist du denn blind für Frauentreue?“ „Durchaus nicht, mein Lieber. Sonst hätte ich sie doch nicht gemalt.“

„Ach, das ist das Interesse des Künstlers! Aber als Mensch, als Mann empfindest du denn als solcher gar nichts?“

„O ja. Aber du scheinst ja über beide Ohren verliebt zu sein.“

„Wenn ich es noch nicht bin, dann werde ich es bestimmt werden. Dessen kannst du sicher sein!“

„Du, das laß lieber bleiben!“

„Oh, weshalb?“

„Weil du es dann mit mir zu tun bekommst!“

Dalb erschroden und fragend sah Werner auf.

„Sie ist nämlich bereits meine Braut!“ Nun war es heraus. Länger konnte es Bruno nicht zurückhalten, er war kein Komödiant.

Einen Augenblick starrte der jüngere den älteren Freund an; sprechen konnte er nichts.

„Ja, ja, mein Kerchen, es ist so! Nächsten Monat heiraten wir!“

Endlich fragte der andere: „Warum hast du mir denn das so lange verschwiegen?“ Und seine Stimme erzitterte ganz leise.

„Weil ich dich überraschen wollte, Junge!“

„Das ist dir allerdings gelungen.“

„Mehr, als ich erhoffte, denn du gratulierst mir ja!“

Da nahm sich Werner zusammen, verdrängte die Nimmung und seine Enttäuschung und reichte dem älteren dem er so vielen Dank schuldete, und den er so innig beide Hände hin, und mit treuherzigem Blick und festem Drud wünschte er ihm Glück zu der Wahl.

Damit war die leichte Spannung zwischen beiden in ehrlicher, treuer Freundschaft fanden ihre Herzen.

Und dann begann Bruno zu schwärmen. Mit Worten schilderte er, wie er sie kennen und lieben gelernt wie sie beide so bald sich verstanden hatten. Auch den menstoß mit Mario berichtete er und von der langen Krankheit, in der sie ihm mit rührender Zärtlichkeit beistand. Alles erzählte er jetzt. Werner wurde immer erregter.

„Und nichts von alledem hast du mir auch jemals in Briefen nur angedeutet!“

„So etwas erzählt sich besser“, sagte Bruno heiter.

Als sie dann unten auf der Terrasse saßen und den Wein im Glas hatten, da tranken sie auf die neue, sonnige Am Abend, als Bruno sein Zimmler betrat, fand er Tische einen kleinen Brief.

Francesca schrieb: „Liebster, tu mir den Gefallen, keine Komödie spielen, sondern sage deinem Freunde, uns gehören. Glaub mir, es ist besser, ich fühle es.“

„Küsse, Francesca.“ — Lächelnd steckte er den Brief ein. Und gleich am nächsten Morgen beruhigte er sie, daß Wunsch schon vorgeahnt hatte.

Zum Dank küßte sie ihn heiß und innig.

„Nun, wie gefällt dir Werner?“ fragte er fröhlich.

„Oh, er scheint ein lieber Mensch zu sein.“

„Ja, das ist er! Und auch ihr beide müßt gute Freunde damit wir zu dreien in steter Eintracht leben können!“

Lächelnd und gutherzig versprach sie es ihm.

Dann kam auch Werner dazu.

Francesca begrüßte ihn traulich und herzlich.

Doch er war heute ein wenig besangen. Das merkte er und er kämpfte auch dagegen an, aber es war umsonst, — als läge ein leichter Drud auf seiner Seele, der ihm den Blick verschleierte.

Dann gingen die Freunde in die Berge, um zu malen.

„Was fehlt dir, mein Junge?“ fragte Bruno. „Du bist so seltsam still!“

Werner versuchte heiter zu sein, aber es wollte nicht. „Mir fehlt gar nichts, vielleicht scheint es dir nur so, ich so still.“

„Nein, es scheint mir nicht nur so, sondern du bist wirklich stumm, denn in deinen Worten liegt unverkennbar. Also was fehlt dir? Sei ehrlich!“

Jetzt lachte Werner laut auf. „Du siehst Gespenster, wirklich nichts!“

Da schwieg Bruno. Er fühlte deutlich, daß der Freund mal nicht ganz offen war. Das tat ihm weh. Und er sann nach, was wohl der Grund der Verstimmung sein könnte. fand keinen.

Auch Werner schwieg. Und jetzt war er wirklich verstimmt, denn er ärgerte sich, daß er sich so schlecht beherrscht hatte.

Erst, als sie am Ziele waren, das Bruno als eines der malerischen Motive herausgefunden hatte, war der Schweigens gebrochen.

„Nun, was sagst du zu diesem Bild?“ rief Bruno entzückt auf die prangende Landschaft.

„Ja, es ist ein schönes Stückchen Welt, das sehe ich mehr ein“, erwiderte Werner in ehrlicher Begeisterung.

Dann begannen sie zu arbeiten. Währenddessen wurde gesprochen, alle möglichen Erinnerungen ausgekratzt, hier fiel ein Scherzwort — aber es half nichts; der alte, ungebrochene Freundschaftston von ehemals wollte nicht wieder anklingen.

Das fühlte ein jeder. Und endlich schwiegen sie ganz arbeiteten still und ernst weiter.

Auf dem Heimwege aber hielt Bruno es nicht länger aus; er stellte den Freund einfach zur Rede: „Mein lieber Bruno, so geht das nicht weiter. Jetzt bekenne mal Farbe. Du hast gegen mich, ja, ja, — sag, was du willst — ich bleibe bei deinen Augen — jawohl, das habe ich ganz deutlich gesehen.“

Da wurde der Freund purpurrot — das geheimeste der Seele war soeben freigelegt, von dem Allerheiligsten Vorhang herabgerissen — etwas, das er selber noch nicht zu denken wagte, das er unberührt in den Tiefen schlafen wollte, nun war es ans Tageslicht gezogen und Bewußtsein gebracht. Nun schallte es mit anklagenden an sein Ohr: Haß! Haß! Haß!

ja nur einen Augenblick währte das, dann war die Rote und die Freude verschwunden, er war Herr seiner Stimmung, und lachendem Blick sah er den Freund an. Und als er sprechen begann, schlug er einen besonders herzlichen Ton an, um sich selbst über den letzten Rest der Vergangenheit hinwegzutäuschen.

„Mir die Liebe, Bruno,“ bat er, „und laß uns nicht mehr reden! Es ist ja möglich, daß ich ein wenig nervös oder vielleicht auch liegt es an dem Luftwechsel — sicher wird es aber in den nächsten Tagen schon ganz überwunden sein. Ich will wahr, reden wir nun nicht mehr davon.“

Wie gab sich Bruno denn zufrieden. Sie saßen daheim, ging Werner in sein Zimmer und blieb allein. Nun ließ er seinen Zorn an sich selber aus und schloß sich mit endlosen Vorwürfen, daß er solchen unläuteren nachgegeben hatte. Und immer kam die Frage: War das wirklich Haß, was da so tief im verborgenen schlummerte? Er konnte nicht anders, er mußte sich diese Frage beantworten, wie Haß, der in seiner Seele geschlummert hatte.

Wie war Haß, wie nur kam er dazu? Wie konnte er diesen, dem er doch so unendlich viel verdankte, auch nur einen Augenblick lang haßen? Wie war das denn nur möglich? Und da, mit einem Male, blickartig, ja, so in die Erleuchtung... er war eifersüchtig auf ihn! Ja, so das schöne Mädchen hatte es ihm angetan, vom ersten Augenblick an, da er sein Bild gesehen hatte, hatte dasselbe es getan — sofort war er in Begeisterung für es erglüht, und er hoffte, die Schöne für sich zu gewinnen. Und da war er ihm zuvor gekommen, hatte sie ihm schon lange vorher kennen und nun ihm noch dazu eine Komödie vorgespielt — ja, deshalb war der Haß in seiner Seele aufgeleimt.

War es. Nun war er sich über alles klar. Beschämt, zerbrach er da. So klein, so erbärmlich klein hatte er gehandelt. Diesem Manne gegenüber, der ihm mit offenen Armen entgegen gekommen war, hatte er solche kleinlich erbärmliche Reaktionen lassen? War das Freundschaft? — Pfu! Wie hatte er gehandelt! Schamrot wurde er vor seiner Erkenntnis. Aber jetzt, nun er klar in seine Seele hineingekommen war, nun er den Abgrund sah, an dem er wandelte, nun auch gerettet. Jetzt konnte und mußte er beweisen, daß er war als die Versuchung, daß er ihr widerstehen konnte.

Er zu Bruno hineinging, war er ein anderer. Fort war die Eifersucht und die Zurückhaltung, und mit der alten, treuen Liebe kam er nun dem Freunde wieder entgegen, um ihn zu machen, daß er auch nur einen Tag lang mit Werner in der Seele neben ihm hergegangen war.

Werner bemerkte Bruno den Umschlag der Stimmung; er sah dessen ehrlich, und er war taktvoll genug, das Vorherige mit seiner Silbe mehr zu erwähnen. Die alte Freundschaft, wie sie ehemals geherrscht hatte, war wieder entstanden. Wenn sie von dem schönen Mädchen sprachen, und wenn sie genug von den herrlichen Eigenschaften seiner Braut hörte, nur dann erbehte es tief in Werners Brust, und noch glimmte dann ein Funke jenes gefährlichen Feuers im verborgenen — aber dann raffte Werner alle Manneskraft auf und erdrückte diesen Funken.

Er legte er über sich selbst. Abends saßen sie zu dreien im Garten und sahen hinunter in den Frühlingszauber der Campane. Dann holte Francesca die Laute und sang ein Lied. Und plötzlich glückliche Stimmung zog dann herauf. In Arm saßen die Liebesleute da, glücklich und zufrieden, und Werner hatte nun ja eine wundergleiche Zukunft, der sie beide entgegen sahen — und nur Werner, obgleich er sich nicht scheinen ließ, erbehte dann manchmal in seiner Brust war es jetzt weh und wund, und in der Seele klang es wie ein leises, schmerzliches Weinen.

Als er spät abends sein Lager aufsuchte, da biß er sich in das Kissen hinein, um nicht laut aufzuschreien. In den nächsten Tagen waren hell und voll lachend strahlendem Licht; fleißig saßen die Freunde und malten und füllten die Kartenmappen.

Werner war in prächtiger Stimmung. Offenherzig sprach er von seinen neuen Plänen, — wie er nun in Berlin ein Haus zu mieten gedachte, um seine schöne Frau in die Gesellschaft einzuführen, wie er alle Geistesgrößen zu sich heranziehen wollte, um einen kleinen Kreis auserlesener Menschen um sich zu schaffen. Er hörte Werner zu.

Dann begann Bruno von neuem: „Und du, mein Junge, dich nun mit meiner Checca recht gut befreundet, denn ich will ich immer um mich haben, — treue Freundschaft ist die Liebe, — ohne die will ich nun nicht mehr sein!“

Mit treuerherzigem Lächeln versprach es Werner, — aber in seiner Seele erklang wieder dies leise, wehe Weinen.

Am einem Vormittag hatte Bruno in Arco zu tun, um die Vorbereitungen für die Eheschließung zu erledigen.

Ehe er fortging, sagte er zu Werner: „Ich habe sieben Francesca gebeten, daß sie dir ein Stüchchen vom Gardasee zeigt; also geht zusammen nach Riva, und sieh du dir die Ponalestraße und den Ponalefall an. Es lohnt sich, mein Junge! Nachmittags komme ich dann nach, und wir treffen uns unten am Hafen!“

Werner sagte zu, aber heimlich erbehte er. Und gleich nach dem Bruno fort war, ging er hinunter in den Garten.

Francesca wartete schon. „Nun, haben Sie Lust zu der Partie?“ fragte sie mit fröhlich offenerherzigem Gesicht.

„Aber natürlich!“ rief er ebenso fröhlich. „So etwas werde ich mir doch nicht entgehen lassen!“ Und so wanderten sie davon.

Wie umgewandelt war er. Alle Traurigkeit der Seele war wie weggeredet. Zum Jauchzen fröhlich wurde ihm ums Herz.

Langsam gingen sie dahin durch den sonnigen Frühlingsstag. „Nun, ist es nicht schön bei uns?“ fragte sie heiter.

„Herrlich ist es!“ — Begeistert nickte er ihr zu.

„Freilich, an Kunst und moderner Luxuspracht gibt unser Ort nichts, aber wer ein wahrer Freund der Natur ist, der kommt schon auf seine Kosten.“

Fröhlich erwiderte er: „Das will ich meinen! Und gerade das einfach Ländliche ist es, was der Gegend hier den Reiz gibt. Die Progen, die ohne internationales Kurleben nicht bestehen können, die sollen auch gar nicht hierher kommen — stimmt das nicht?“

Heiter, mit offenerherzig reinem Blick sah sie ihn an und stimmte ihm bei.

Werner fühlte, daß er unter diesem Blick errötete, doch er nahm sich zusammen und zwang die Erregung zurück.

Plötzlich huschte ein Falter, ein buntes Flauenauge, dicht an seinem Gesicht vorbei.

Im ersten Erschrecken schlug er nach dem übermütigen Gefellen. Da hat sie schnell: „Ach bitte, tun Sie ihm nichts!“

„Oh, gewiß nicht! Abgesehen bekomme ich ihn ja auch gar nicht mal!“ rief er lachend.

„Und zum Dank dafür sollen Sie auch belohnt werden.“ Schnell bückte sie sich und pflückte ein paar Beilchen, die am Wiesentande standen.

Er war beglückt wie ein Knabe, dem man den größten Wunsch erfüllt hat. Dankbar schüttelte er ihr die Hand.

Sie nickte ihm fröhlich zu.

Und wie zwei glückliche Kinder, denen die erste Frühlingssonne das Herz erwärmt, wanderten sie fröhlich weiter.

Auf den Feldern waren die Bayern beim Wein, beschnitten die Reben und banden sie fest. Lustig gingen die Gräbe hinüber und herüber. Und jubelnd schwangen sich die Perchen empor in den blauen Äther. Herrlich, herrlich war der Tag.

Das Herz wurde einem froh und weit, und alle Kummernisse schwanden dahin unter diesem strahlend blauen Himmel.

Sie plauderten und lachten und scherzten, zwei Menschen mit fröhlichen Kinderherzen, zwei Freund geworden glückliche Menschen, die im Augenblick nichts wollten, als sich ihres Daseins freuen. So kamen sie, ehe sie es ahnten, in Riva an.

Erst das lärmende Rufen der Mosa-Spieler, das aus einer Schenke herausschallte, erinnerte sie daran, wo sie waren.

Als sie durch die schmalen Gassen nach dem Hafen hinuntergingen, sagte er: „Mein Gott, ist das eine interessante alte Stadt, riesig pittoresk — das reine Mittelalter noch — als ob die Jahrhunderte mit ihrer alles nivellierenden Kultur hier einfach vorbeigegangen wären!“

Lächelnd stimmte sie ihm bei. (Fortsetzung folgt.)

Der Herr von Nummer 36.

Eine Großstadtgeschichte von Paul Bliz. (Modestus verk.)

Es war acht Uhr früh. — Noch schlummerten die Logiergäste des Familienhotels „Berner Hof“, aber unten im Parterre regten sich schon lange die rührigen Hände der Angestellten des Hauses, alle Vorbereitungen zum Erscheinen der Gäste zu treffen.

Besonders Friedrich, der stramme Hausknecht, war in reger Tätigkeit: ein Haufen Stiefel und ein Berg von Kleidern lag vor ihm, die der Reinigung harrierten. Aber dennoch hielt er manchmal mitten im Fieber inne, sah mit verschlafenen Augen hinunter auf den Fluß, der unmittelbar am Haus seine trüben Fluten träge weiter trieb, und wenn dann der kalte Nebel dicht aufstieg und die winzig vorlugenden Sonnenstrahlen verdüsterte, dann wurden auch des guten Friedrichs Augen trüb, und in stiller Wut murmelte er: „Hundewetter, verdammtes!“

Plötzlich schlug die elektrische Glocke an. Grummig sah Friedrich nach der angeschlagenen Nummer. „Na,

ind in
f, wo
habe
gegeb
nn?
Weste
fürst
chte m
von
erholen
der
Sie
gan
bin in
nie in
worden
die Z
re."
eich m
die G
i Mar
ausfah
a Anz
auen
er der
rmien
agte f
neine
a. Mul
und la
zei ho
eder h
enig
hen in
ständ
sich
hatte.
Der
dem n
an dem
Auf
Hause
gen no
deter
an und
sich
nach
36. D
Szene
derho
Emil
Der
"Dring
ort
izei
assen
"Aber
Herr,
meinen
aufst
Dank
ichere
Wirt.
"Ja,
Donne
er, me
denn
meine
geblie
Der
durch
och m



Ansicht von Somme-Py in der Champagne.

"Sie führen mir ja alle meine anderen Gäste! Ihr
sich ja finden."
"Wo soll er sich denn finden? Ich habe ja bereits
durchgesehen, die unten sind! — Sie haben eben
im Hause. Also lassen Sie gefälligst sofort die Polizei
rufen. Meine Zeit ist nämlich sehr knapp."

"Aber, mein Herr, solange
ich das Haus habe, ist so was
noch niemals vorgekommen!"

"Nun gut. Wo ist Ihr Te-
lephon? So werde ich selber
die Polizei rufen."

"Mein Herr, ich bitte, ha-
ben Sie doch ein wenig Ge-
duld. Sie vernichten ja den
guten Ruf meines Hauses.
Ihr Anzug muß sich ja doch
wiederfinden!"

"Sehr gut! Soll ich hier
vielleicht bis zum Abend in
Unterhosen herumlaufen? —
Um halb zehn geht mein Zug."

Fremden
Maß, und
nach wieder-
um zehn
Minuten la-
gen sechs
fertige An-
züge dem
fremden
Herrn zur
Wahl vor.
Desgleichen
wurden aus
einem Schuh-
geschäft ver-
schiedene Stiefel zur Auswahl geschickt. — Nach kaum einer hal-
ben Stunde war der Herr von Nummer 36 neu ausgestattet. Er
schalt zwar noch recht tüchtig, daß er einen sehr schlechten Tausch
mache; denn sein Anzug wäre viel gediegener gewesen, auch
die Stiefel seien lange nicht so gut, als die feinigern gewesen
waren. Da indessen der Wirt immerfort bat und ihn beschwor,
daß er keinen Skandal machen möge, und da er ihm endlich

Schnell hatte der fürsorgliche Hausherr sich
entschlossen, lieber den Schaden zu tragen, als
durch einen Polizeiskandal sein gutes Haus in
Verruf kommen zu lassen.

Bereits zehn Minuten später klopfte an die
Tür von Nummer 36 der Zuschneider eines be-
nachbarten Herrenkleidergeschäftes, nahm dem



In stiller Andacht.

Aufnahme aus dem Fesbe von einem Feldgrauen.



Militärische Jugenderziehung in Österreich: Wiener Pfadfindergruppe bei einer Geländeübung.

Klopphot, Wien.

„Gefelle, Ritter des Eisern-
Kreuzes. (Mit Text.)“

„Sie für alles verant-
worten!“

„Wirt, Angstschweiß auf
Ihre Stirn, bat noch einmal höf-
lich, mein Herr, haben
Sie noch Minuten Geduld,
ich sofort Rat schaffen.“

auch noch das Zahlen der Hotelrechnung erließ, so gab sich der Fremde schließlich zufrieden und ging eilig zum Bahnhof.

Erst als er hinaus war, atmete der Wirt wieder auf. Die Sache hatte zwar zirka hundert Mark gekostet. Aber immerhin war dies noch leichter zu tragen als ein Skandal, der ihn um seinen Ruf brachte. — Einigermassen beruhigt setzte er sich zum Frühstück nieder, um sich nach der ausgestandenen Aufregung zu stärken.

Doch kaum sah er, so kam eine neue Überraschung für ihn. Es erschien ein Schiffer, dessen Kahn auf dem Fluß an der Rückseite des Hotels seit gestern abend festgemacht war. Der Mann brachte ein ziemlich umfangreiches Paket und berichtete dazu, daß es nach Mitternacht, als alles schon schlief, aus einem Fenster des Hotels ins Wasser geworfen worden sei. Er sei noch wach gewesen, hätte zum Kabinenfenster hinausgesehen, da sei das Paket an seinem Kopf vorbei ins Wasser gesunken. Zuerst habe er an ein Verbrechen gedacht. Da aber alles still blieb, sei auch er ruhiger geworden. Er habe dann mit dem langen Haken nach dem Paket gefischt, bis er es denn endlich, nach vieler Mühe, gefunden hatte.

Der Wirt war äußerst erstaunt und ließ das Paket öffnen. Und zu seiner großen Verwunderung kam ein abgetragener, gelblicher und mehr als schäbiger Anzug und ein Paar total zerrissene Stiefel zum Vorschein. Dabei war ein mit Bleistift geschriebener Zettel, auf dem man nach einiger Mühe noch die Worte entziffern konnte: „Da der Winter kommt, muß man sich neu einkleiden! Ich danke Ihnen für Ihre Mühe. Der Herr von Nummer 36.“

Blinder Eifer schadet nur.

Humoristische Skizze von Hans Baier. (Nachdruck verb.)

Hief aufatmend vor Lust und Freude, morgen den längst ersehnten vierwöchigen Urlaub antreten zu können, war der Gerichtsoffizial Tobias Krautmayer durch das Tor des Amtsgebäudes auf die Straße getreten. Unwillkürlich warf er noch einen Blick auf die lange Fensterfront des grau getünchten einstöckigen Gebäudes, wie um demselben ein summes „Gehab dich wohl!“ zu sagen, rüttelte dann seinen Hut unternehmend in den Naden, umspannte kräftiger den Griff seines Stodes, schüttelte sich einen Augenblick, als ob er die Last der winterlichen Fronarbeit von sich würfe, und stürmte dann vorwärts. — Welch himmlische Aussicht! Morgen um dieselbe Zeit war er schon längst in seinem geliebten Hazenstein, einem stillen Dörfchen, das, weitab vom Lärm und Getriebe der Großstadt, in einem anmutigen Tale, umsäumt von herrlichen Laub- und Nadelwäldern, sich sein bescheidenes Plätzchen gewählt, und wo Herr Krautmayer nun schon seit acht Jahren mit seiner Familie, die aus Frau und zwei halbwüchsigen Jungen bestand, regelmäßig seinen tags bemessenen Sommerurlaub verbrachte.

Für gewöhnlich, nur bei sehr schlechtem Wetter nicht, legte Herr Krautmayer, um nach dem sieben Stunden langen Sitzen am Schreibtisch die erschlafften Glieder wieder aufzufrischen, den Heimweg zu Fuß zurück, — er wohnte weit draußen in einem billigen Vorort im vierten Stockwerk einer rechten Zinslaserne (ohne Aufzug) — aber heute legte er trotz prächtigen Wetters zwanzig Heller Radelwährung auf den Tisch der Aktionäre der Trambahn, um früher nach Hause zu kommen.

„Anna! Eine unerhörte Neuigkeit“, sagte er mit einem fröhlichen Lächeln auf den Lippen, als er ins Zimmer trat, wo seine Frau, müde wie es schien, auf dem bereits gepackten Reisekoffer saß. „Denke dir, unser guter Herr Direktor, der immer in dem lästigen Guggenhausen seinen Urlaub zugebracht hat, geht heuer auch nach Hazenstein!“

„Was du sagst! Ist das wirklich wahr?“

„Es ist ganz sicher. Ich hatte ihm, wie ich mich bei ihm der Vorschrift gemäß zum Urlaubsantritt abmeldete, erzählt, wie horrend billig dort zu leben sei, daß man fast geschenkt wohne, und daß überdies nicht bald wo so viele Erd-, Schwarz- und Himbeeren zu finden wären, wie in den Wäldern um Hazenstein!“

„Von den Himbeeren hättest du den Mund nicht so voll zu nehmen gebraucht, die sind uns selbst immer zu wenig geworden! Nun, und weiter!“

„Darauf dachte er eine Weile nach, wie er denn überhaupt ein scharfer Denker ist, zündete sich dabei eine frische Zigarre an und sagte nach einigen Zügen: Gut! Ich will's heuer dort einmal riskieren. Sehen Sie uns nach einer hübschen Wohnung um, Zimmer und Küche, — und womöglich kein Hahn im Hause. Diese Luderchen werden einen schon in aller Herrgottsfrühe auf! Mit den Worten: Glückliche Reise und schreiben Sie recht bald, entließ er mich dann.“

„I du meine Güte! Da werden wir ja täglich mit den Direktoren beisammen sein. Paß auf, lieber Ottolar, du wirst im Herbst Oberoffizial!“

„Schön wäre es, und auch Zeit. Nach zwanzig Jahren! Aber

da ist noch der Didinger vor mir“, meinte sie auf liebe Ottolar.

„Ach was“, erwiderte resolut Frau Krautmayer, „Herr Direktor will, kannst du den Didinger leicht überreden?“

„Möglich wäre es freilich! Und das Gesicht vom Didinger will gar nicht daran denken!“

„Du wirst schon sehen, wie ich mich bei der gnädigen Direktorin ansetzen werde. Ich versteh' das schon. offiziell kann dir kein Herrgott wegnehmen!“

Bereits am nächsten Tage hauste die Krautmayerin lustig und vergnügt beim Hinterbauern in Hazenstein.

Herr Krautmayer, dienstfertig wie immer, hatte nach der Ankunft auf die Suche nach einer Wohnung Herrn Direktor begeben und fand nach längerem Hin- und Herfragen eine solche, notabene ohne Hahn, bei der Bäckerwitwe Schieber. Dieselbe war nach dem Tode ihres Mannes aus der Hauptstadt nach Hazenstein, ihrer Geburtsstadt, siedelt und hatte sich allda ein nettes Häuschen mit einem Vorgarten angekauft, das sie allein mit ihrer Magd, und Besagte Wittib forderte für Zimmer und Küche auf einen Mietzins von hundert Kronen und bemerkte dabei: „Mir ist überhaupt gar kein Viecherl im Haus! Das ist vierzehn Tag frisch überzogen, und ausgehoben wird Tag! Und die Sali kriegt dafür ihr Trinkgeld! Und Lusthölzl auf der linken Seit'n draußt im Garten, auf's Quartier noch drauß!“

Da Zimmer und Küche tadellos eingerichtet und sehr rein gehalten war, zog Herr Krautmayer würdevoll die Briestafel hervor und erlegte, um der Wohnung sich zu vergewissern, zehn Kronen als Angabe, worauf sich die Kontrahenten die Hände schüttelten.

Der Herr Direktor hatte zwar nichts davon gekostet, den Angeld zu geben, aber sollte sehen, wie sehr er sich in seinen Offizial verlassen könne.

Darauf ging Herr Krautmayer nach Hause und schickte vier Seiten langen Brief, worin er die Vorzüge der neuen Wohnung in das beste Licht stellte, die Abwesenheit seiner Freude Ausdruck gab, den gnädigen Herrn Direktor baldigst in dem anmutigen Hazenstein begrüßen zu wollen. Davon, daß er die Wohnung bereits gemietet, erwähnte er nicht.

Es überkam ihn nämlich bereits eine dunkle Ahnung, ob er etwas zu dienstfertig gewesen wäre, aber —!

Hier brach Herr Krautmayer ab, denn er suchte vergeblich eine Begründung des Tatbestandes, wie es im Amt üblich war, und da es eben an der Zeit war, in den Winterwald auszuweichen, um Erdbeeren zu pflücken, quälte er sich damit nicht weiter und draußen im Waldestrauchen entschwand ihm jede Sorge.

Das Antwortschreiben des Herrn Direktors traf bereits acht Tagen ein und lautete dahin, daß er dem Herrn Krautmayer seine Mühewaltung höflich danke, daß seine Frau demnächst wieder Guggenhausen vorgezogen hätte, wo sie immer einen Anschluß gefunden und stets mit allem Zufriedenheit gelebt hätte.

Herr Krautmayer sah da, als ob ihm ein Simson die Enttäuschung gegeben, Frau Krautmayer vergoß Tränen der Enttäuschung. Die Aussicht auf den Oberoffizial war nebelhafte Ferne gerückt.

Aber das gute Frauchen gewann alsbald wieder den Mut und sagte: „Fürs erste, lieber Ottolar, gehst du jetzt Schieber und holst die zehn Kronen Angabe. Und der Herr Direktor, — nun, der soll uns gern haben, und sie auch, die Magd Radam! Haha! Keinen passenden Anschluß hätte sie gefunden! Da möcht einem doch der Schnee verbrennen, man nicht wüßte, daß 's noch die Hälfte Haar, die sie hat, beim Friseur schuldig ist! Übrigens, ich hab' gleich was sang auf das Geplausch des Herrn Direktors nicht viel Wasser gemacht — sonst nichts. Na, geh nur jetzt, lieber Ottolar!“

Der liebe Ottolar erhob sich mit einer wahren Leidenschaft und machte sich auf den Weg zu dieser Schieberin.

„Was hör' ich, Sie spazieriger Herr! Sie woll'n die zehn Kronen! Aber geh'n! Was geht denn das mich an, Herr Direktor nach Tripstrill geht und nicht herkommen haben mit die Angab geb'n und Sie müssen auch das zahlen! Gott sei Dank, ich war netto zweihundzwanzig Jahre weiserin in der Stadt, mir machen Sie, Herr Offizial, offiziell her, keinen blauen Dunst vor! Empfehle mich! Morgen die neunzig Kronen nicht da am Fensterbrett, wern's meinen Advokaten kennen lernen!“

Trotz dieser fürchterlichen Drohung ging Herr Krautmayer nicht von dannen, sondern brannte ein Redefeuermittel, dessen Schlußeffekt er eine „dumme Gans“ steigen ließ.

ie auf
mayer,
icht über
cht von
er gnä
chon.
maner
ein.
hatte
Wohn
em Hin
der Bie
de ihn
ebur
schwur er in seiner grimmen Wut, ganz Fahrenstein
den gleich zu machen, die Schieber an einen Pfahl
und langsam zu rösten, und sodann sich, seine Frau
zwei Jungen auf eine unmenschliche Art ums Leben
— schenkte aber schließlich allen das „elendige“ Dasein.
— der Winger wurde im Herbst Oberoffizial; und die Kraut-
verbrannten im Winter sämtliche Ansichtskarten von
die sie im Laufe der Jahre
Magd und bereinst einmal dem
e auf zum schenken wollten. Und
rste der hinterbauer nie wieder.

Das
Betten
en wird
! Und
arten, in
den Brot“, sagt man in Ita-
et und von dem, der ein süppiges Le-
r wird und nicht etwa entstammt
ang sich der dichterischen Phan-
kontrahen der Wirklichkeit, und zwar
eil man im vierzehnten Jahr-
n geist den Häusern der Reichen
sich in, das mit dünnen Gold-
plättchen belegt war, denn
und sich erschien den Bewohn-
der Stas Alltäglichen, zu Gewöhn-
eisen Selbstverständliches, als daß
nglich waren Schmutz der Tafel rei-
ern D würdig gewesen wäre.
ihnen gewöhnt zu sein, haben auch
wähnt Brot bisher nicht so geachtet
kle Brot und nicht die Worte beachtet: „Wer kein Brot hat,
—! — viel Gedanken.“ Wir haben ja Brot und werden
te verp für Sorge von Staat und Gemeinden auch ferner
n An der gefragt haben wir uns wohl schon oft, wie es
ald auf wir einmal kein Brot hätten.
nit nicht wir einmal genau darüber nach. Manche Weisheit
u jede wörtern und aus der Sage wird uns Aufklärung geben.
raj be die Aussprüche aus Volksmund klingen uns entgegen.
ern D wert für die heutige Zeit sind.
u dem le so dein Brot, daß du nicht leidest not.“
immer wir uns an diesen Rat halten, so werden wir leicht den
en ge ungsplan unserer Feinde zupanden machen. Sollten
inson stliche etwas spärlicher ausfallen, so tröste man sich mit
en der der Väter: „Ein halbes Brot ist besser als gar keines.“
I war megsbrot fällt wohl oft etwas schwarz aus, das schadet
es mündet wohl nicht so wie weißes Brot und scheint
eder die so gewesen zu sein; denn ein altes Sprichwort sagt:
u jept weißes Brot habe, esse ich kein schwarzes.“ — „Der hat
der Brot zuerst gegessen“, sagte man auch von jemand, dessen
h, die hinter ihm lagen. Und will man zum Ausdruck
ätte si man einem Grollenden nicht durch besondere Freund-
rennen gegenzunehmen braucht, so heißt es, wie Allwallstätt
ie sie interessanten Blanderei über die Philosophie des Brotes
gleich Er muß beim schwarzen Brot wieder gut werden.“
ht viel soll man das weiße Brot keineswegs überschätzt
lieber die nachstehenden Sprichwörter beweisen: „Man
in Ve weißen Brotes auch fast“ — oder: „Man ist solange
Schieber, bis man nach dem schwarzen greift.“ Das letztere
a die Brot auch kräftig in Schutz genommen: „Auch schwarzes
an, vor dem Hungertod.“ — „Schwarzes Brot macht so
verlorn es.“ — „Schwarzes Brot macht die Wangen rot“ usw.
ch das eigemäß ist auch eine andere alte Brotweisheit, näm-
igig Zu warnung vor dem „frischgebadenen Brot“. Es schmeckt
ffizial jedoch ungesund, und mehr als an den Magen denkt
ich! dabei an den Geldbeutel; denn es ist eine alte Er-
terbrech laß „frisches“ Brot sich sehr schnell „verrot“. Deshalb
tr Ar daß es ein Haus „öde“ machen kann, d. h. eine
erwe es regelmäßig ist, kommt auf seinen grünen Zweig,
en lie verrotet“, d. h. verarnt. — Das schwäbische Volk hat
terniges Wort: „Mit dem neubadenen Brot kann man
auf Gant fressen.“ Man kann ihn also so weit

bringen, daß er sein Hab und Gut versteigern lassen muß. Eine
alte Wahrheit haben also unsere Behörden beachtet, als sie den
Verkauf neubadenen Brotes untersagten. Das Brot will aber auch
geachtet werden. Dem alten Reim: „Wer den Pfennig nicht
ehrt, ist des Talers nicht wert“, entspricht der nachstehende: „Wer
das Stücklein Brot nicht ehrt, der ist auch den Laib nicht wert.“

In Schwaben heißt's: „Das Stücklein Brot, das auf den Erd-
boden gefallen ist, solle man küssen“, um es gleichsam zu ver-
söhnen, es für die Unachtsamkeit, mit der man es behandelt hat,
um Verzeihung zu bitten. Ebenso veranlaßte einst der berühmte
Paracelsus einen Gastwirt dazu, den Pfennig zu küssen, den dieser
hatte fallen und achlos liegen lassen. „Küß den — Pfennig“ heißt
seitdem, wie Allwallstätt berichtet, seit jener Zeit das Wirtshaus.

Das Brot, das Schweiß kostet, erarbeitet werden muß, das
„weint, wenn es unnütz gegessen wird“. Das Brot, das man am
meisten achten soll, wenn es am wohlfeilsten ist, sagen die Litauer,

Verzierbild.



Wo ist der, der Brot zum Wachsen bringt?

das liebe, tägliche Brot verlangt noch
andere Rücksicht: „Man soll es nach
dem Volksglauben nicht auf seine ge-
wölbte Seite legen“, es darf „nicht in
die Stube sehen“, d. h. mit dem Ab-
schnitt nicht über den Tischrand schauen.

Das Sprichwort sagt: „Wer das Brot
trumm schneidet, hat an dem Tag schon
gelogen, wer das Brot nicht eben schnei-
den kann, kann auch nicht eben tanzen.“

Das Brotschneiden erfordert eine ge-
wisse Geschicklichkeit. Und weil „Geschick“
und „Glück“ sich reimen und weil eine
geschickte Behandlung des Brotes auch
auf eine ordentliche Lebensführung schlie-
ßen läßt, so prophezeit man dem, der
die Kunst des Brotschnittes versteht,
Reichtum. „Schneidet das Brot gleich,
dann werdet ihr reich“, sagt man im Erz-
gebirge und fügt hinzu: „Schneidet ihr's
über die Quer, so geht auch alles quer.“

Auch heißt es an anderer Stelle:
„Wer will werden reich, der schneid' das
Brot fein gleich“, was damit erklärt
wird, daß ein Hauswirt verarmen muß,

der es duldet, daß seine Kinder und sein Gefinde nur nach
ihrem eigenen Gefallen das liebe Brot berupfen und beränsteln
und unordentlich davon schneiden, daß zuweilen die Rinde um
und um abgeschnitten wird und nichts als die Broße liegen
bleibt, welche hernach gemeinlich verschimmelt und aufs höchste
denen Schweinen zuteil wird.“

„Gold finden“, d. h. reich werden soll nach altem Spruch
auch derjenige, der schimmeliges Brot zu verschmausen nicht ver-
schmäht. Ihm wird hohes Alter vorausgesagt, eine helle Stimme
sei ihm eigen, leuchtende Augen und weiße Zähne.

Nun, schimmeliges Brot wird man heute kaum irgendwo
finden. Doch aber wird uns die „Brotlehre“ noch interessieren:
„Fremder Leute Brot ist den Kindern Semmel“, hierunter kann
man auch Kuchen oder Zuder verstehen.

Denken wir bei diesem Worte heute nicht an gewisse große
Kinder, denen alles Fremdländische begehrens- und beachtens-, ja
nachahmenswert erscheint, und die das Heimatlische dem Fremden
hintenansehen? In den kommenden Tagen wird man hoffentlich
anders denken und erst sorgsam prüfen, ob es auch immer Semmel
und Kuchen ist, was über die Grenzen in die Heimat geführt wird
und uns den Geschmack heimischen Brotes verleiden will.

Und zeitgemäßer als je ist auch heute das Wort: „Das Brot,
das man verschenkt, findet man wieder.“ Heute heißt es: „Spart
Brotmarken und ihr selbst werdet die Segnungen eines ehren-
vollen Friedens genießen.“

Wohl mancher Hausfrau wird diese Forderung zu hoch und
zu streng erscheinen. Gerade das Brot, das so knapp ist, soll
man sich versagen? — Auf solch' kleinnütige Frage gibt eine
deutsche Sage eine treffliche Antwort:

„Es war einmal eine Hungersnot. Da hatte das edle Fräu-
lein von Lichtenstein auf Redarshausen ein einziges Brot nur
noch im Hause. Ein Bettler kam und bat sie um ein Stücklein.
Barmherzig war sie bisher nie gewesen. Vom Überflusse hatte
sie stets und freudig gegeben. Aber vom letzten, vom allerletzten
Brotlaib, den sie selbst besaß? Das schien ihr doch zu viel ver-
langt. Nach kurzem Zaudern hieß sie den Bettler gehen. Ein
Stündlein später gedachte sie ihren eigenen Hunger zu stillen,
doch siehe, der Brotlaib war zu Stein geworden. Beschämt
erkannte das edle Fräulein den Zorn des Himmels und ließ
das steinerne Brot sichtbarlich einmauern in die Wand einer Ka-
pelle, künftigen Geschlechtern zur Warnung.“

